

Die Hochschule in Amerika

Autor(en): **Lauterbach, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : sozialistische Monatsschrift**

Band (Jahr): **27 (1948)**

Heft 11

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-336014>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

So wird das alte Spiel nun weitergespielt, und die denkenden Zuschauer fragen sich bekümmert, ob nicht der Ausgang derselbe sein muß. Will man die Hoffnung nicht verlorengeben, so muß man sich fragen, was an Ansatzpunkten bleibt.

Da ist zunächst die alte Garde derer, die sich dem Gesetz der Trägheit, der Schwerkraft der Maschine nicht beugen wollen. Sie werden fraglos zermalmt werden zwischen den widerstrebenden Gewalten – ihre Aufgabe ist es, zu säen.

Es bleibt sodann die Hoffnung auf die junge Generation der Suchenden, die sich aus allen Richtungen her rekrutieren – auch aus den Gruppen, die das Banner des Nazismus noch bis zuletzt hochhielten. Sie suchen etwas, das sehr selten ist im Sumpf Zentraleuropas: Charakter. Sie laufen Gefahr, an Stelle innerer, von humanitärer Überzeugung getragener Kraft neue Gaukler zu finden.

Und endlich bleibt jener Faktor, der unergründlich ist, weil wir nicht wissen, ob nicht auch diese Quelle der Energie sich erschöpfen kann oder ob sie, gleich Antäus, aus der immerwährenden Berührung mit der Erde täglich neu erstet: Das ist die Masse des Proletariats, die dumpf fühlt, daß sie einer Erfüllung beraubt wird – die das Alte nicht will, die noch schwankt zwischen den Fronten und die sich eines Tages aufraffen mag, um neue, ungeahnte Möglichkeiten zu erschaffen.

ALBERT LAUTERBACH

Die Hochschule in Amerika

In jedem entwickelten Lande sind die Hochschulen ein wichtiger Anzeiger der jeweiligen Tendenzen im geistigen und sozialen Leben. In dieser Hinsicht übersteigt ihre Bedeutung bei weitem die der Studentenzahl, die stets auf einen Bruchteil der Gesamtbevölkerung beschränkt bleiben wird. Daher ist es von ansehnlichem Interesse, die gegenwärtigen Strömungen und Auseinandersetzungen in der amerikanischen Hochschulbildung zu verfolgen.

Der Aufbau des amerikanischen Hochschulwesens

Das Unterrichtswesen ist in den Vereinigten Staaten ganz anders aufgebaut als auf dem europäischen Kontinent. Nach Absolvierung der Elementarschule kommt der Schüler in die «high school», was nicht etwa mit «Hochschule» übersetzt werden darf, sondern ungefähr der Mittelschule auf dem Kontinent entspricht. Die in Europa häufige Spaltung zwischen einer Bürger- oder Hauptschule für die Minderbemittelten, die nicht weiterstudieren, und einer Mittelschule für die privilegierte Minderheit, besteht in Amerika nicht. Es gibt keine Sackgasse auf Lebenszeit für diejenigen, deren Eltern im kritischen Augenblick dem Kind kein Weiterstudium zudachten. Wer die «high school» absolviert hat (und dies ist in den meisten Staaten das gesetzliche Erfordernis), der kann im Prinzip jederzeit an einer Hochschule weiterstudieren. Tatsächlich sind vierzigjährige oder noch ältere Studenten an einem College — denen der Lebenskampf eben keine frühere Gelegenheit zum Weiterstudium ließ — keine Ausnahmerecheinung. Allerdings sind manche der «high schools» von so minderwertiger Qualität, daß ihre Absolventen bei der Aufnahme in ein College viel größere Schwierigkeiten finden als diejenigen, die das Glück hatten, eine bessere (und das heißt sehr oft eine teurere) «high school» zu besuchen.

Wenn der Schüler die «high school» verläßt, dann ist er durchschnittlich siebzehn Jahre alt. Wenn er weiterstudiert, dann verbringt er die nächsten vier Jahre an einem «undergraduate college». Die ersten zwei Jahre dieser Periode entsprechen beiläufig den letzten zwei Jahren einer europäischen Mittelschule. Die letzten zwei Jahre im College entsprechen annähernd den ersten zwei Jahren an einer europäischen Universität, bloß daß der Studienbetrieb ganz anders eingerichtet ist.

Mit 21 oder 22 Jahren erhält der Absolvent den untersten akademischen Titel, das Bakkalaureat. Eine Minderheit studiert dann weiter und erwirbt den «Master»-Titel, und eine noch viel kleinere Minderheit setzt das Studium dann noch bis zum Doktorat (Ph. D.) fort. In der Regel geschieht dies jahrelang nach dem Bakkalaureat; in der Zwischenzeit hat der Student seine Berufslaufbahn begonnen und oft eine höhere Stellung im Staatsdienst, Geschäfts- oder akademischen Leben erreicht. Es kommt immer noch vor (wenn gleich seltener als früher), daß ein akademischer Lehrer nie das Doktorat erwirbt, oder lange nachdem er Ordinarius geworden ist.

Der Unterschied zwischen «college» und «university» ist sehr gering. Im allgemeinen ist ein College kleiner als eine Universität und weniger auf die Verleihung der höheren akademischen Grade eingerichtet, aber dies stimmt nicht immer. Manche Colleges sind altberühmt und stehen auf einem hohen akademischen Niveau, und manche Institution, die sich Universität nennt, verdient diesen Titel nicht wirklich. Verallgemeinerungen sind also hier ebenso schwierig wie bei jeder anderen Erörterung amerikanischer Einrichtungen. Noch dazu nennen manche Universitäten ihre Spezialabteilungen für Medizin, Recht, Handel und so weiter ebenfalls «college», und in diesem Falle ist ein College einfach Teil einer Universität.

Ein viel wichtigerer Unterschied ist der zwischen Hochschulen, die die Vorbereitung auf einen bestimmten Beruf (zum Beispiel den eines Ingenieurs) betonen, und den «liberal-arts colleges», deren Zweck es ist, dem Studenten eine abgerundete Gesamterziehung zu vermitteln. Wie man diese beiden lebenswichtigen Zwecke am besten miteinander vereinigt, ist vorläufig noch eine ungelöste Frage, und die verschiedenen Hochschulen versuchen, sie auf viele verschiedene Weisen zu beantworten. Doch hat sich mehr und mehr die Erkenntnis verbreitet, daß bloße Fachsimpelei auf einem (noch so wichtigen) Spezialgebiet noch lange keine wirkliche Erziehung darstellt und daß es auf die Entwicklung und Formung der Persönlichkeit eines jungen Menschen weit mehr ankommt.

Die leidige Rassenfrage hat auch vor den Hochschulen nicht haltgemacht. Während im Norden weiße und schwarze Studenten dieselben Schulen besuchen und die Neger auch an den Fakultäten mancher Hochschulen vertreten sind, ist im Süden die Hochschulerziehung — wie alles andere — streng getrennt, und die Neger dürfen dort nur eigene Negercolleges besuchen, die in der Regel weit ärmer sind und einen schweren Kampf um ein ausreichendes akademisches Niveau zu führen haben. Doch beginnt auch im Süden diese Scheidewand niederzubrechen. Neuere Entscheidungen des Obersten Gerichtshofes, die den Negern das Recht auf eine ebensogute Erziehung einräumen wie anderen Gruppen, haben einiges zu dieser Auflockerung beigetragen. Im übrigen kommt auch mehr oder minder versteckte Benachteiligung jüdischer oder auch katholischer Bewerber um die Zulassung an manchen Hochschulen vor.

Das Kriegsende brachte den Hochschulen einen ungeahnten Zustrom von ehemaligen Kriegsteilnehmern, die das gesetzliche Recht erhielten, ihre unterbrochene Erziehung auf Kosten Onkel Sams fortzusetzen. Im Augenblick ist die Überfüllung der Hochschulen gewaltig, und manche Universitätskurse werden von sechshundert und noch mehr Studenten belegt. Die Hochschulerziehung ist also in letzter Zeit mehr in die Breite als in die Tiefe vorgedrungen. Viele Hochschulen haben ihre Abendkurse, den Fernunterricht und ihre volkstümlichen Abteilungen ausgebaut, um recht weiten Kreisen eine Bildungsmöglichkeit zu geben.

In dieser Breite und relativ leichten Zugänglichkeit sind die amerikanischen Hoch-

schulen demokratischer als die hochnasig abgeschlossenen Universitäten vieler europäischer Länder. Doch gibt es große Unterschiede, besonders zwischen staatlichen und privaten Hochschulen. Die meisten Staaten und manche Großstädte besitzen selbst eine oder mehrere Hochschulen, die allen befähigten Studenten aus dem betreffenden Gebiet unentgeltlich oder gegen einen unbedeutenden Beitrag zugänglich sind. Dagegen ist es nicht ganz leicht, wenn man sich nicht die richtigen Eltern ausgesucht hat —, in eine der altberühmten Privatuniversitäten wie Harvard oder Yale hineinzukommen. Dies trifft auch für etliche neuere Privatcolleges zu, deren Gebühren (und manchmal auch Aufnahmepolitik) es dem gewöhnlichen Sterblichen ziemlich schwer machen, aufgenommen zu werden. Dafür hat dann der glückliche Absolvent bei der Bewerbung um gewisse Staats- oder Privatstellen etwa denselben Vorsprung wie ihn in England traditionell der Eton-Absolvent hatte. Eine Sonderstellung nehmen die katholischen Hochschulen ein, die in diesem überwiegend protestantischen Lande wie Pilze nach dem Regen empor-schießen und oft auch Nichtkatholiken um sehr wenig Geld zugänglich sind.

Der organisatorische Aufbau der amerikanischen Hochschule ist ganz anders als der einer europäischen Universität. Es gibt keinen ehrenamtlichen Rektor, der jeweils auf ein Jahr gewählt wird, sondern die Leitung ist in den Händen eines «Präsidenten», der das Amt hauptberuflich und oft jahrzehntelang verwaltet und relativ hoch bezahlt ist. Viele, aber nicht alle Hochschulen stellen ihm gewählte Beiräte aus der Fakultät und manchmal auch aus der Studentenschaft zur Seite. Die wirkliche Macht ruht aber sehr oft in den Händen des «Board of Trusts» — der Treuhänder, die sich in privaten Institutionen durch Kooptation, in staatlichen Schulen gewöhnlich durch Ernennung seitens der Staatsbehörden ergänzen. Praktisch kommen sie in der Mehrzahl aus den Kreisen der Geschäftswelt, und ihre Hauptfunktion — besonders an privaten Hochschulen — besteht darin, jeweils möglichst viel Mittel zum Betrieb und Ausbau der Anstalt zu beschaffen. Manchmal wird auch der Präsident mehr auf Grund seiner finanziellen Werbekraft als seiner erzieherischen Anschauung bestellt, aber eine Reihe von Präsidenten sind wirklich bedeutende Erzieher.

Der amerikanische Hochschulprofessor ist nicht durch eine unüberwindbare Scheidewand vom öffentlichen und Wirtschaftsleben getrennt wie sein europäischer Kollege. Manchmal nimmt er sich einen ein- oder mehrjährigen Urlaub oder gibt seine Lehrstelle ganz auf, um in den Staatsdienst oder ins private Geschäftsleben einzutreten. Auch das Umgekehrte kommt vor. Die großen Stiftungen und Forschungsinstitute stehen in ständigem Personalaustausch mit den Hochschulen. Der Student, selbst wenn er aus reichem Hause kommt, findet es keineswegs unter seiner Würde, während der Sommerferien oder auch zu anderen Zeiten in einer Fabrik oder in einem Büro zu arbeiten; der Gedanke, daß dies «unstandesgemäß» wäre, ist ihm ganz unverständlich, denn Vielseitigkeit und Anpassungsfähigkeit werden allgemein geschätzt. Dagegen haben viele Studenten unter der Hochnasigkeit und Cliquenwirtschaft der «Bruderschaften» und «Schwesternschaften» (Studentenverbindungen beider Geschlechter) zu leiden, und eine Anzahl von Hochschulen läßt diese Einrichtung nicht mehr zu.

Was ist «Wissen»?

Vor einigen Jahren schrieb der amerikanische Soziologe Robert S. Lynd ein vielbeachtetes Buch unter dem Titel «Knowledge for What?» (Wissen wofür?) Darin kritisiert er die traditionelle Annahme, daß die Vermittlung von abstraktem «Wissen», und nicht etwa die Erwerbung und die Verwendung bestimmter Kenntnisse im Interesse einer Besserung der sozialen Verhältnisse, der Zweck der Erziehung sei. Inzwischen ist der Vorwurf der Weltfremdheit, der in Europa so oft und meist mit Recht gegen die Hochschulen erhoben wurde, auch in Amerika häufig geäußert worden. Der durchschnittliche Geschäftsmann meint darunter, daß der Student zuviel Zeit auf Gegenstände verwende,

die im praktischen Geschäftsleben (und das ist für ihn die einzig vernünftige Tätigkeit) nicht verwertbar sind. Fortschrittliche Kritiker der Hochschulen aber sehen Weltfremdheit vor allem in Unterrichtsmethoden, die den Bedürfnissen eines modernen Menschen nicht Rechnung tragen; das heißt, in einer engen Spezialisierung, deren Endprodukt ein Mensch ist, der «mehr und mehr über weniger und weniger» Bescheid weiß; und in einem Massenunterricht, der der Individualität eines jungen Menschen nicht Rechnung trägt.

Der Angriff auf die traditionelle Hochschulerziehung kommt von zwei ganz verschiedenen Seiten. Eine einflußreiche Gruppe von Erziehungsphilosophen predigt die Rückkehr zur klassischen Überlieferung und will den Lehrplan um etwa einhundert große Werke der Weltliteratur und Philosophie aller Perioden konzentrieren, ohne sich viel um Gesellschaftsprobleme der Gegenwart oder um die verschiedenen Interessen der Studenten zu kümmern. In heftigem Gegensatz dazu versucht eine Reihe von bedeutenden Erziehern an anderen Hochschulen, den Unterricht so aufzubauen, daß die Probleme des Gesellschaftslebens von heute im Vordergrund stehen und daß Plato, Shakespeare, Rousseau im Hinblick auf ihre Bedeutung für die Gegenwart erörtert werden — und nicht als verehrungswürdige Patriarchen, die der Student auch dann lesen muß, wenn sie ihn zu Tode langweilen, einfach weil es zur «Bildung» gehört.

Ein Teil dieser Gruppe fortschrittlicher Erzieher verlegt das Hauptgewicht auf die Ausbildung und Entfaltung der Persönlichkeit eines jeden Studenten. Diese Erzieher streben von einem starren Lehrplan hinweg und versuchen, den Lehrplan den Interessen, Fähigkeiten und Bedürfnissen jedes einzelnen Studenten anzupassen. Die Zahl der Pflichtgegenstände schwankt von College zu College; es gibt einige wenige Schulen, die überhaupt keinen Pflichtgegenstand kennen; das heißt, die Lehrperiode und die Gesamtzahl der Kurse bleibt dieselbe, aber die Zusammenstellung des Studienprogramms erfolgt individuell für jeden Studenten. Andere Colleges verwenden einen Teil des Jahres auf praktische Arbeit der Studenten in Fabriken oder in der Landwirtschaft und suchen die so erworbenen Erfahrungen dann in den Kursen zu diskutieren.

Der Begriff des «Wissens» erfährt so eine bedeutsame Wandlung. Wissen heißt nicht Information, sondern Verständnis. Man stellt sich nicht mehr vor, daß man einem Studenten eine Anzahl von Tatsachen und Zitaten sozusagen mit der Schaufel in den Kopf hineinlegen kann, damit sie dann dort für den Rest seines Lebens bleiben (wir wissen in Wirklichkeit, daß der durchschnittliche Student einen ansehnlichen Teil der so erworbenen Kenntnisse am Tage nach der Schlußprüfung vergißt.) Man hat vielmehr von der modernen psychologischen Forschung gelernt, daß niemand etwas wirklich lernen kann, wenn er nicht *interessiert* ist, es zu lernen. Man versucht also, das Interesse des Studenten zu erwecken und aufrechtzuerhalten und ihn daran zu gewöhnen, selbständig zu denken und seine Urteilskraft zu entwickeln, so daß er die Vorgänge um ihn stets verstehen wird, lange nachdem er seinen akademischen Titel erhalten hat und lange, nachdem viele von den Büchern aus dieser Zeit eine dicke Staubschicht angelegt haben.

An manchen Colleges geht dieser Einfluß der modernen Psychologie so weit, daß man versucht, durch Fakultätsberater, psychiatrische Konsultanten und so weiter ständig die Persönlichkeitsentwicklung jedes Studenten zu verfolgen. Es gibt ein oder zwei Colleges, die die periodischen Prüfungen durch allwöchentliche Diskussionen mit den Lehrern und Beratern ersetzt haben, und die statt mechanischer «Noten» individualisierte Berichte über den Fortschritt jedes Studenten verfassen. Der Endzweck der Erziehung in diesem Fall ist eine abgerundete Persönlichkeit mit unbestechlichem Urteil, geistiger Initiative und sozialer Einsicht.

Die große Auseinandersetzung über die Grundideen fortschrittlicher Erziehung ist in vollem Schwunge. Sie ist unvermeidlich begleitet von einer nicht minder lebhaften Diskussion der Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung von heute. An einer Anzahl von Colleges ist es allerdings immer noch (oder schon wieder) verpönt, auch nur indirekt die

bloße Möglichkeit einer Alternative zur gegenwärtigen Sozialverfassung zuzugeben. Namentlich im Süden gilt eine nicht völlig reaktionäre Haltung in der Rassenfrage als «kommunistisch». Aber Amerika ist das Land der Widersprüche. Die gleiche University of Texas, die ihren Präsidenten hinauswarf, weil er nicht ganz so rückschrittlich war wie seine Trustees (er wurde inzwischen von einem anderen College als Präsident bestellt), beschäftigt einen Professor der Wirtschaftswissenschaft, der in mehreren Werken den Mythos des Laissez-faire-Kapitalismus angegriffen hat und unter anderem ein Buch über «Das göttliche Recht des Kapitals» (der Titel ist ironisch gemeint) veröffentlicht hat.

Ganz allgemein gesprochen ist es überraschend, wieviele Studenten und auch Professoren, selbst an entlegenen kleinen Colleges, man finden kann, die nach europäischen Begriffen mehr oder minder sozialistisch eingestellt sind. Allerdings wird das Wort Sozialismus nicht sehr oft verwendet, da dieser Begriff für viele Leute mit Sowjetismus, Nazismus oder Pazifismus verwandt ist. Aber die Ideen, um die es sich handelt, sind recht oft dieselben, bloß daß keine organisierte Massenbewegung hinter ihnen steht wie in vielen Teilen Europas.

Offene kommunistische Organisation ist selten; getarnte Organisationen dagegen, die an unerfahrene Mitläufer mit vagen «fortschrittlichen» Idealen appellieren, sind weit häufiger. Doch soll der Einfluß des Kommunismus nicht überschätzt werden. Die Tatsache, daß Karl Marx derzeit von der amerikanischen Hochschuljugend «entdeckt» wird (manchmal in recht unkritisch-dogmatischem Sinne) darf nicht mit Pro-Kommunismus im politischen Sinne verwechselt werden. Dies bedeutet vielmehr, daß das Bewußtsein der dynamischen Weiterentwicklung der Gesellschaft erwacht ist und daß man sich über die Frage einer besseren (insbesondere einer krisen- und kriegslosen) Gesellschaft heute weit mehr Gedanken macht als zu Großvaters oder sogar Vaters Zeiten.

Jedenfalls sind die Hochschulen in Amerika (ganz im Gegensatz etwa zum Deutschland der zwanziger Jahre) heute eher fortschrittlicher eingestellt als die breite Öffentlichkeit. Das gilt namentlich von den Studenten, hie und da aber auch von den Professoren (obwohl man, wie gesagt, nur allzuleicht auch reaktionäre Gegenbeispiele finden kann). Die fortschrittliche Einstellung eines ansehnlichen Teiles der Studentenschaft ist eines der hoffnungsvollen Anzeichen im widerspruchsvollen Amerika von heute. Da die Hochschulen, besonders die privaten, von der Gunst und den milden Gaben der Reichen und Mächtigen abhängen, ergeben sich Quellen von Konflikten, die möglicherweise in der Zukunft häufiger und schärfer sein werden als bisher. Solange die oberen Klassen sich nicht bedroht fühlen, konnten sie es sich leisten, Geistesfreiheit zu unterstützen und oft großzügig auch Kritiker der vorherrschenden Ideologie zu finanzieren. Aber es ist fraglich, wie lange man darauf rechnen kann. Die Fälle mehren sich, in denen Geschäftsverbände «unabhängige» Forschung finanzieren, die in Wirklichkeit darauf eingestellt ist, die Vorzüge des Kapitalismus in seiner gegenwärtigen Form herauszustreichen.

Andererseits gibt es auch Hochschulen, die einige Beziehungen zur Arbeiterbewegung (und das heißt in Amerika: zu den Gewerkschaften) unterhalten, sich öfters Redner aus diesen Kreisen verschreiben und ihre Studenten — besonders die der Sozialwissenschaften — durch Exkursionen, Seminararbeiten und so weiter mit den Problemen und Gesichtspunkten der Arbeiterbewegung vertraut machen. Auch hier muß man sich vor billigen Verallgemeinerungen hüten; je nachdem, wohin man blickt, lassen sich leicht Beispiele entweder einer arbeiterfreundlichen oder einer arbeiterfeindlichen Einstellung finden.

Zusammenfassend kann man nur wiederholen, daß Amerika ein großes und widerspruchsvolles Land ist, das Raum für die verschiedensten Strömungen, Einrichtungen und Tendenzen hat. Das gilt von der Hochschulziehung nicht minder als von den meisten anderen Gesellschafterscheinungen. Immerhin ist der ansehnliche Einfluß fortschrittlicher Ideen unter der heutigen Erzieher- und Studentengeneration eine der hoffnungsvolleren Erscheinungen im Amerika von heute.